



Clowndarbietung im medizinischen Zentrum der Ärzte ohne Grenzen – eine Ablenkung vom tristen Alltag im Flüchtlingslager Moria.

AP/ Eric Kocha

## Mit Seifenblasen gegen das Elend

Als »Schande Europas« wird das **Flüchtlingslager Moria** oft bezeichnet – Kinder denken sogar an Suizid. Die Rote Nasen Clowns versuchten, im Lager Zuversicht zu versprühen.

» VON ERICH KOCINA

Es ist kein Spiel. Mit voller Wucht tritt der kleine Bub auf den anderen ein, der andere schlägt mit der Faust zurück. Als sich ein Erwachsener dazwischenstellt, die beiden voneinander trennt, scheinen die zwei einander mit Blicken zu durchbohren. Zehn, vielleicht elf Jahre alt sind sie. Ein paar Minuten dauert es, dann gehen sie wieder auseinander, jeweils in die andere Richtung.

Aggression ist hier immer wieder spürbar – schon bei Kindern. Hier ist aber auch kein normaler Ort, es ist Moria, das Flüchtlingslager auf der griechischen Insel Lesbos, das schon mit Attributen wie »Schande Europas« versehen wurde. Bis zu 9000 Menschen waren zeitweise hier untergebracht – angelegt ist es für maximal 3100. Heute sind es immer noch rund 5800 – nachdem die griechische Regierung zuletzt Hunderte Migranten auf das Festland brachte. Doch von würdigen Bedingungen ist man nach wie vor weit entfernt. Die Menschen leben dicht gedrängt hinter Stacheldraht in Containern, dazwischen stehen Campingzelte. Auf etwa 70 Menschen kommt eine Toilette, nachts gibt es kein Wasser.

Einige Zeltplanen haben unter dem Druck des Regenwassers schon nachgegeben.

Umso mehr Wasser kommt dafür von oben. Lesbos im Herbst und Winter, das ist auch Regen. Viel Regen. Auf die Container prasselt er ein, nur wenige Menschen gehen unter ihren Ponchos mit eingezogenen Köpfen herum. Neben dem Zaun sucht sich ein Sturzbach seinen Weg nach unten. Auf der anderen Seite der Straße stehen Zelte – manche mehr, manche weniger stabil. Einige Planen haben unter dem Druck des Wassers bereits nachgegeben. Olive Grove, so heißt das wilde Nebenlager, das neben dem offiziellen Camp entstanden ist. Hier ist der Boden nicht gepflastert, die Zelte sind von Schlamm umgeben. Immer wieder spült das Wasser mit dem Schlamm auch Plastikmüll an den Zelten vorbei.

»Es ist eine Schande, wie die Leute untergebracht sind«, sagt Cordula Haefner. Die Krankenschwester war für Ärzte ohne Grenzen unter anderem nach dem Erdbeben in Haiti im Einsatz, in Libyen. »Aber auf Lesbos ist es psychologisch schwieriger, obwohl in den anderen Ländern mehr sterben.« Weil es eben nicht in einem Land stattfindet, in dem man sich mit Erklärungen wie »exotisch« oder »unterentwickelt« die Lage zu erklären versuchen kann. Man ist in Europa, in der EU.

Gerade für Kinder ist die Situation besonders schlimm. Sie müssen all ihre Erlebnisse von der Flucht erst verarbeiten – »und die Eltern können oft auch nicht helfen«, sagt Haefner, »sie sind mit ihrer eigenen Situation schon überfordert.« Viele Kinder hätten psychische Probleme. Und es gebe auch schon Fälle, in denen Kinder Suizidabsichten haben. »Man merkt das«, sagt Haefner. Wenn Eltern etwa davon berichten, dass ihr Kind sich plötzlich anders verhält. Und dann im Gespräch mit Psychologen diese dunklen Gedanken auftauchen.

**Ukulele und Seifenblasen.** »Ali, Ali Baba«, singt der große Mann mit dem Hut und der roten Nase und spielt dazu auf der Ukulele. Um ihn hat sich eine Schar Kinder aufgestellt, sie strecken ihre Hände nach oben, schreien laut mit, springen auf und ab. Und sie lachen. Es sind einige Dutzend von ihnen, die sich im Wartezimmer von Ärzten ohne Grenzen um die Besucher drängen. Die Besucher, das sind Rita, Hieronimo und Leopold. Sie sind anders als die Menschen um sie herum – sie haben eine rote Nase, tragen bunte Kleidung und machen Kunststücke.

Da greift ein Mädchen nach den Seifenblasen, die Rita bläst, da versucht ein Bub, einen Teller anzugreifen, den Leopold auf einem Stab balanciert. Wäre man nicht in einem Zeltlager, man könnte denken, das hier wäre ein ganz normaler Ort. »Sie spielen, sie sind ganz normale Kinder«, sagt Frederik Birnbaum. »Aber sie sind ausgehungert nach menschlichem Kontakt.« Der Däne ist Leiter der Mission, die

AUF EINEN BLICK



Moria. Das Flüchtlingslager auf der griechischen Insel Lesbos gilt als eines der bekanntesten Lager in Europa. Für 3100 Flüchtlinge gedacht, lebten hier zeitweise bis zu 9000 Menschen. Zuletzt brachte die griechische Regierung vor allem Familien aufs Festland – Anfang Dezember hält das Lager bei 5800 Bewohnern.

**HINWEIS.** Die Reise des Autors fand auf Einladung von Red Noses International statt.

den Kindern hier die Situation erträglicher machen soll, zumindest für einige Zeit. »Emergency Smile« nennt sich das Programm, mit dem die Rote Nasen Clowns hierhergekommen sind.

Die in Österreich gegründete Organisation ist vor allem bekannt dafür, dass sie mit ihren Clowns Kindern in Krankenhäusern ihren Aufenthalt in der unangenehmen Umgebung leichter macht, ihnen Ängste nimmt. Immer wieder rückt sie auch in andere Länder aus. Zuletzt für rund zwei Wochen eben mit drei Clowns nach Lesbos. Mit

»Es gibt keine Sicherheit. Ich kann nachts nicht einmal auf die Toilette gehen.«

Humor ein bisschen positive Stimmung in den Lageralltag zu bringen, das ist ein Teil der Aufgabe. Zuletzt haben sie eine Impfkampagne von Ärzten ohne Grenzen für einige Hundert Kinder begleitet. Dank der Clowns lief alles viel ruhiger, viel entspannter ab. Und nicht zuletzt versucht man auch, den hier tätigen NGOs mit Workshops zu zeigen, wie man Kinder in der tristen Situation aufheitern kann – mit einfachen Mitteln. Eine kleine Bastelei, ein Trick, ein Lied. Oft genügt das schon.

Nicht nur Kinder stehen nun um die Clowns herum. Auch einige junge Frauen bewegen sich zum Rhythmus der Musik. Rana hat sich eine rote Nase genommen und singt laut mit. »Ali, Ali Baba!« Die 20-Jährige lebt seit rund 20 Monaten in Moria. »Die hygienischen Zustände sind schlecht, die Qualität des Essens ist schlecht«, erzählt sie. Aber was die 20-jährige Syrerin aus Aleppo am meisten belastet: »Es gibt keine Sicherheit. Ich kann nachts nicht einmal auf die Toilette gehen.« Immer wieder kommt es im Lager zu Vergewaltigungen. »Ich habe schon so viel erlebt«, meint Rana, »und ich will der Gefahr aus dem Weg gehen.«

Das Leben in Moria, erzählt sie, ist ein ständiges Warten. Darauf, dass sie die Insel verlassen und anderswo leben kann. Und wo? Egal. »Hauptsache, an einem Ort, der besser ist als hier.«